

## Rezensionen

### Neue Ansätze zur grenzüberschreitenden Zusammenarbeit

Hans H. Reich (Hg.): *Zwischen Regionen – Grenzüberschreitende Beziehungen am Beispiel des Oberrheins*. Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft. Knecht Verlag, Landau 2003, 176 S., 14,80 €

Der Sammelband „Zwischen Regionen“, erschienen in den „Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft“, verblüfft, belehrt, und bestätigt in mehrerer Hinsicht. Hervorgegangen ist dieser Band aus der Forschungsinitiative „Interregionalität“ der Universität Landau. Er führt die Fruchtbarkeit interdisziplinären Arbeitens erneut vor Augen und verweist eindringlich auf das, was in der wissenschaftlichen Praxis immer wieder in den Hintergrund gerät: Sorgfältiges disziplinäres Verorten ist die Voraussetzung für Interdisziplinarität. Der Band fasziniert mit der Systematik, logischen Stringenz und forschungspraktischen Tauglichkeit seiner theoretischen, methodischen und forschungsstrategischen Ausarbeitungen und erschließt dem Leser das Potenzial eines Konzeptes der Interregionalität (Peter Schmitt-Egner, S. 17–47). Er öffnet den Blick für disziplinspezifische Fragestellungen, Herangehensweisen und Erkenntnisse zum Zusammenleben in der Oberrhein-Region und erlaubt Schlussfolgerungen sowie konstruktives Fragen für andere Grenzregionen, etwa im Bereich Frankfurt/Oder und Slubice.

Im Vorwort erklärt Christine Baumann, MdL, warum PolitikerInnen, die die Vision von einer Oberrhein-Region ohne Grenzen verfolgen, derartige Forschungsprojekte benötigen und in welchen Arbeitskontexten deren Ergebnisse unmittelbar zum Tragen kommen: Im zunehmend grenzüberschreitenden Alltagsleben behindern „Grenzen in den Köpfen“, bremst die „vermeintliche Macht des Faktischen“ (S. 8) und bedarf es sprachlicher Kompetenzen, – ebenso bei Kooperationen von Unternehmen wie etwa beim grenzüberschreitenden Umweltschutz. Daher wurde 1997 das Beratungs- und Koordinationsorgan Oberrheinrat, der Conseil Rhénan gegründet, in dem Parlamentarier aus Landtagen, Räten, Kantonsparlamenten und Kommunen konkrete Fragen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit erörtern und fördern.

Der Herausgeber des vorliegenden Bandes Hans H. Reich, seit Jahrzehnten auf dem Gebiet der interkulturellen Bildung tätig, schildert in seiner Einleitung eindringlich, wie heute neben „offenkundigen Fortschritte(n) in Kommunikation, Kooperation und Mobilität, [...] auch plötzliche Hemmnisse, übersehene Differenzen, latente Probleme“ (S. 11) zutage treten. Wissenschaft soll und kann hier taugliche Begriffe, methodische Instrumente und theoretische Rahmen für genaues Hinschauen sowie systematisches Analysieren und Erschließen von einstellungsbildenden sowie handlungswirksamen Modellen bieten.

Peter Schmitt-Egner kann Ergebnisse langjähriger interdisziplinärer Europäischer Regionalforschung präsentieren. Kern seines „transdisziplinären“ Regionskonzeptes ist die Integration der beiden ursprünglich konkurrierenden Kategorien von Raum und sozialen Systemen, von holistisch-substanziellen und soziologisch-konstruktivistischen Konzepten. Welch differenzierte Betrachtungs- und Handlungsperspektiven dies eröffnet, zeigen fünf Bezugsfragen und Kategorien:

Verhältnis Region/Umwelt (außen), Region als Handlungsraum (innen), regionales Programm (Zweck und Ziel), regionale Kompetenz (Mittel), Region als Handlungseinheit (Akteur/e). Und tatsächlich: In der darauf aufbauenden „Typologie der Region als methodischer Schnittstelle zwischen Theorie und Empirie“ mit ihren „horizontalen“ und „vertikalen Basistypen“ finden etwa Spezialisten für Interkulturelle Kommunikation (sei es in der Jugendbegegnung, sei es in Verwaltung und Wirtschaft) ein stringent ausgearbeitetes, höchst taugliches Instrument zur präzisen Verortung kulturell bedingter Unterschiede und Verstehensprobleme („critical incidents“). Mit seiner Differenzierung alter, neuer und postmoderner Regionalismen, seinen Perspektiven auf Handlungsfelder und Kooperations-Prinzipien stellt Schmitt-Egner Anwendungsbezüge im Sinne konstruktiver, variabler Parameter her.

Drei weitere Beiträge aus den Geowissenschaften, der Politikwissenschaft und der Psychologie führen uns in das theoretisch-methodische Potenzial ihrer Disziplinen zum Thema Interregionalität ein.

Auch in den Geowissenschaften finden wir die Integration ehemals getrennter, oft konkurrierender, physisch-geographischer Sichtweisen auf der einen Seite und kultur-/sozialwissenschaftlicher Sichtweisen auf der anderen Seite. Heinz Fischer stellt mit der Wahrnehmungsgeographie die „wohl jüngste Teildisziplin der Geographie“ vor. Mit ihrer Hilfe sei erst noch zu ergründen, ob es sich bei der Oberrhein-Region um eine oder zwei Regionen handele, mit der Erstellung von „mental maps“, lassen sich „Schlüsse über zukünftige Dynamiken interregionaler Prozesse“ und ihrer „Faktoren“ ziehen.

Wie die anderen Autoren verweist Siegmund Schmidt auf die Vielfalt der Ansätze in seiner Disziplin. In der Politikwissenschaft lassen sich – idealtypisch natürlich – zumindest vier Perspektiven auf den Gegenstand Regionen

in Europa unterscheiden: Integrationsforschung, Regionalforschung, Netzwerktheorie und Internationale Beziehungen. Näher bekannt macht er uns mit der Integrationsforschung sowie dem Netzwerkansatz und nennt gute Gründe für ihre Kombination.

Die Psychologie, zeigen uns Christoph Schneider, Marco Franze und Konrad Daumenlang, beschreibt mit „Konstrukten“ ihre begründeten Annahmen über psychische (für uns wichtig: handlungsleitende) Dimensionen möglichst exakt und macht sie einer systematischen empirischen Erforschung zugänglich. Vermittels multiperspektivischer Datenerhebungen und -analysen zum Konstrukt „regionale Identität“ kann sie Aussagen über die Qualität von Kooperationen, über das „Umdeuten von Lebensräumen“ machen.

Der Sammelband überrascht mit einem höchst anregenden Beitrag von Hartwig Scheinhardt zur „grenzüberschreitenden Mobilität der türkischen Zuwanderer, der es erlaubt, ihre Einwanderung als integratives Element zu würdigen“ (S. 165–171). Dieser kleinste der fünf kulturwissenschaftlichen, materialbezogenen Beiträge des Sammelbandes thematisiert die bewegte Demographie der Oberrheinregion und die grenzüberschreitende „funktionstüchtige Welt der türkischen Einwanderer“ mit ihren Implikationen für die Rolle der türkischen Sprache und das Selbstwertgefühl ihrer Sprecher.

Isabelle Bohn, Heinz-Helmut Lüger, Thomas Rist und Patrick Schäfer analysieren ihrerseits aus der Sicht der kulturwissenschaftlichen Romanistik alte und neue Denkmuster sowie kulturelle Praktiken. Selbstredend spielen dabei regionale Legenden und Bräuche eine gewichtige Rolle, außerdem die regionalen Medien, die sie abbilden und (sic!) konstruieren. Besonders interessant wird der Beitrag dort, wo er dies etwa am Beispiel eines grenzüberschreitenden Musikfestivals und der nachfolgenden unterschiedlichen Berichterstattung dies- und jenseits der Grenze erar-

beitet und dabei Methoden der Textanalyse mit denen der teilnehmenden Beobachtung kombiniert.

Jacqueline Breugnot berichtet von einem Forschungsprojekt, dass sich mit Ängsten vor beziehungsweise problematischen Erfahrungen mit kultureller und politischer Dominanz in Grenzregionen befasst und „Möglichkeiten aufzeigen will, mit Hilfe von Austauschbeziehungen Barrieren zu überwinden“.

Den Leser bestätigt (weil ähnliche Konflikte und Vermeidungsstrategien aus dem Bereich der Fremdsprachendidaktik bekannt sind) und erstaunt (in ihrer Deutlichkeit) die Vorwärtsverteidigung von Annette Kliwer, sie wolle sich mit ihren Ausführungen zur Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik auf die deutsche Situation beschränken und sich keinesfalls in französische Konzepte „einmischen“. Gerade vor diesem Hintergrund sind ihre Ausführungen zur (intra)kulturellen Veränderung literarischer Perspektiven, zur Veränderung ihrer Bewertung in der Literaturwissenschaft lehrreich, zeigen sie doch, dass es „die beste“ Herangehensweise gar nicht geben kann. Außerdem können Spezialisten für Interkulturelles Lernen hier neue Einsichten zur notwendigen Verortung und Verräumlichung des Eigenen gewinnen.

Das für das gesamte Projekt Beispielhafte des Beitrages von Frédéric Hartweg zur Geschichte von Sprachengebrauch, Sprachentwicklung und Sprachpolitik im Elsass liegt in seiner gleichzeitig synchronen wie diachronen Perspektive. Einen langen Zeitraum im Blick, analysiert er anhand einer Fülle von Daten die Instrumentalisierung von Sprache durch die jeweils Herrschenden,

zeigt zugleich die Vielfalt an Faktoren, die den „Wert“ und die Entwicklung von Sprachen bestimmen und bestimmen können. Er arbeitet dabei Ambivalenzen heraus, deren Tragik alle Seiten oft erst aus der historischen Distanz heraus erfassen können. Bei Hartweg finden wir lehrreiche Hinweise etwa darauf, dass bereits in der Zeit der Französischen Revolution „zum ersten Mal alle Mittel des Staates zur Propagierung des Französischen eingesetzt wurden und dann im Bereich der Schule Fragen der Methode, des zweisprachigen Unterrichts, der Lehrerbildung sowie Sanktionen ausdiskutiert wurden.“ (S. 130)

Was bleibt der Leserin, dem Leser am Schluss der Lektüre? Der Wunsch nach Fortsetzung! Ist man doch neugierig geworden, welche weiteren Disziplinen Spezifisches beisteuern können, welche Überschneidungen und Unterschiede es mit den Problemlagen anderer Grenzregionen gibt. Man ist versucht, angebotene Termini und Modelle im eigenen Forschungskontext auszuprobieren, eigene Untersuchungshypothesen zu formulieren.

Zur Oberrhein-Region wären noch Forschungsperspektiven aus und auf die Schweizer Seite, generell eine stärkere internationale Zusammensetzung des Autorenkollektivs wünschenswert und für die Zukunft genau das, was nicht nur Annette Kliwer – aus gegebenem Anlass – noch/wieder meidet: ein dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse verpflichteter, nicht nur disziplinar, sondern auch kulturell perspektivierter und diese Perspektiven zugleich überschreitender, interdisziplinärer interkultureller Metadiskurs.

ASTRID ERTELT-VIETH

## Das Elsass jenseits der Bilderbuch-Idylle

Heinz-Helmut Lüger (Hg.): *Im Blickpunkt: Das Elsass. Landauer Schriften zur Kommunikations- und Kulturwissenschaft*. Knecht Verlag, Landau 2003, 323 S., 19,80 €

Würde man Deutsche fragen, was ihnen spontan zum Elsass einfällt, so erhielte man vermutlich als Antwort: gutes Essen, Wein, Gemütlichkeit, Fachwerkhäuser und Storchennester. Zu diesem Bild haben die Elsässer selbst beigetragen: Erckmann und Chatrian mit „L'Ami Fritz“, Jean Egen mit „Die Linden von Lautenbach“, und viele andere mehr, nicht zuletzt Hansi mit seinen idyllischen Bildern vom ländlichen Leben und den sympathischen Elsässern in ihrer Tracht. Das Elsass ist für uns Deutsche nicht so exotisch wie die Provence oder die Bretagne. Man findet dort viel Vertrautes, und mit ein bisschen Glück kann man sich sogar auf Deutsch verständigen. Deshalb überschwemmen im Sommer deutsche Touristen die idyllischen elsässischen Dörfer. Aber spätestens seit den alarmierenden Wahlergebnissen aus dem Jahr 2002, als der Front National unter Jean Marie Le Pen im Elsass 23,44 Prozent der Stimmen erhielt, 6,5 Prozent mehr als im übrigen Frankreich, wurde deutlich, dass das Elsass nicht nur eine Bilderbuch-Idylle ist.

Der vorliegende Band bietet denn auch eine mehrperspektivische Sicht auf das Elsass. Der Ansatzpunkt, wie ihn Heinz-Helmut Lüger im Vorwort beschreibt, ist die neue Wertschätzung der Regionen im Zusammenhang mit der europäischen Einigung. Bisher war das Elsass nicht nur geographisch, sondern auch in der Wahrnehmung weit weg von der französischen Zentralregierung in Paris. Das zeigte sich nicht zuletzt bei der Infrastruktur, zum Beispiel der fehlenden Anbindung durch einen TGV. Nachdem nun aber die Grenzen mehr oder weniger gefallen sind, ist es von einer Grenzregion zum Mittelpunkt eines „erweiterten, zukunftssträchtigen Wirt-

schaftsraums“ geworden, „jahrzehntelange Entwicklungsbarrieren erweisen sich plötzlich als wichtige Standortvorteile.“ Doch die Veränderung muss auch in den Köpfen stattfinden, „der Wegfall von Grenzen stellt überkommene Identitätsmuster und Zuordnungen in Frage“. Der Herkunft solcher Identitätsmuster und ihrer Veränderung geht der Band nach. Die Autoren sind französische und deutsche Wissenschaftler und repräsentieren schon dadurch die Interkulturalität des Ansatzes. Ihre Zielgruppe ist ein interessiertes Publikum aus Kultur, Politik und Wissenschaft; ihr Ziel, das Wissen über die Région d'Alsace „zu vertiefen, die eingangs betonte Sonderrolle plausibel zu machen [...] und die Verstehensdefizite etwas zu relativieren.“

Im Kapitel „Elsässische Dualität – eine Geschichte zwischen Frankreich und Deutschland“ zeichnet Karl-Heinz Rothenberger die Geschichte des Elsass von seinem Beginn als Bestandteil des Heiligen Römischen Reiches bis heute nach. Bis zum Dreißigjährigen Krieg war das Elsass deutsch. Nach dem Westfälischen Frieden 1648 wurde es nach und nach von Frankreich annektiert. Ludwig XIV. respektierte aber die elsässische Eigenart. Erst in der Französischen Revolution sollte die Sonderstellung des Elsass beseitigt werden. Napoleon gestand den Elsässern wieder ihre eigene Religion und Sprache zu und band sie dadurch an die französische Nation. Nach dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 begann dann jene Periode, in der die Elsässer viermal die Nationalität und die Sprache wechseln mussten, da nach jedem Krieg das Elsass die Siegestrophäe des Gewinners war. Das führte zu dem, was Frédéric Hoffet in seinem bekannten Buch „Psychanalyse de l'Alsace“ die „dualité alsacienne“ nennt. Dem Elsässer, so meint er, fehle das Zugehörigkeitsgefühl, er fühle sich als Adoptivkind. Allerdings stammt das Buch aus dem Jahr 1951, und seither hat sich viel geändert. Dieses historische Kapitel liefert den Hintergrund, vor dem alle anderen Themen erst

entwickelt werden können. Zum Beispiel der Artikel von Bernhard Klein über die „Deutschen im Spiegel der elsässischen Karikatur.“ Feindbildmotive tauchen verständlicherweise erst um 1870, zur Zeit des Deutsch-Französischen Krieges auf. Herausragende Vertreter sind Zislín und Hansi, der eigentlich Jean Jacques Waltz hieß, und dessen Bilder eines idyllischen, rückwärtsgewandten Elsass noch heute überall auf Postkarten zu finden sind. Deutsche erscheinen bei ihm als steife Beamte oder schneidige Militärs, in preußischen Uniformen oder im bayrischen Trachtenlook. An den Lebensläufen und der Kunst beider lässt sich die Entwicklung des Elsass zwischen 1870 und 1945 ablesen, zur Versöhnung haben sie allerdings nicht beigetragen. Den Gründen dafür geht Klein ausführlich nach.

Der Beitrag über „Rechtspopulismus in einer Wohlstandregion?“ von Xavier Joulín zeigt, dass sich auch dieses Phänomen aus der Geschichte erklären lässt. Denn obwohl die Elsässer gute Europäer sind, schließlich beherbergt Straßburg wichtige europäische Institutionen und 1992 haben sie mit 65,6 Prozent – also weit deutlicher als das übrige Frankreich – für den Maastrichter Vertrag gestimmt, ist das Elsass zu einer Hochburg des Front National geworden. Nach Joulín sind die Gründe nicht die sonst üblichen: Arbeitslosigkeit, hoher Ausländeranteil und Kriminalität, sondern Angst vor der bedrohten regionalen Identität und ein Defizit bezüglich des nationalen Zugehörigkeitsgefühls, gepaart mit einer konservativen Grundhaltung.

Mit unterschiedlichen Schwerpunkten befassen sich drei Beiträge mit der elsässischen Regionalliteratur. Wolfgang Diehl beschränkt sich auf das 19. Jahrhundert. Er zeigt, dass bis 1870 die im elsässischen Dialekt oder auf hochdeutsch geschriebene Literatur „kulturelle Selbstbestätigung elsässischer Identität“ war, während danach die Sprachen Träger politischer Interessen wurden. Annette Kliewer gibt einen Überblick vom

Mittelalter (Otfried von Weißenburg, Gottfried von Straßburg) über den Humanismus, das goldene Zeitalter am Oberrhein (man muss nur die Humanistenbibliothek in Sélestat (Schlettstadt) besuchen, um sich davon zu überzeugen), über Barock, Sturm und Drang (aber das waren doch wohl eher deutsche Dichter: Herder, Goethe, Lenz) und über das 19. Jahrhundert bis heute, wo interessanterweise die elsässischen Dichter Chanson- und Protestsänger sind (Roger Siffer, René Egles, Sylvie Reff). Einem einzelnen Autor, René Schickele, ist der Beitrag von Stefan Woltersdorff gewidmet. Schickele ist heute immer noch durch den René-Schickele-Kreis, der sich um den Erhalt des Dialekts bemüht, bekannt. Er hat sich zeit seines Lebens mit der dreifachen Identität des Elsass auseinandergesetzt. Als Kulturraum war es für ihn eine Synthese aus französischer und deutscher Kultur; als Politikraum hing die Zukunft beider Völker von ihm ab; und als Naturraum war es Zentrum eines zukünftigen Europas.

Auf dem Gebiet des Schulwesens und der Sprachwissenschaft hat sich der von Günther Volz als Grenzgänger bezeichnete Michel Bréal als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich betätigt. In Landau geboren, lehrte er 40 Jahre lang am Collège de France in Paris.

Ein ganzes Kapitel ist sodann der „Presse in der Region“ gewidmet. Michel Mathien und René Klingelschmitt beschreiben die Tagespresse im Elsass und in Baden-Württemberg unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Zwei großen Tageszeitungen im Elsass steht eine Vielzahl von Lokalzeitungen auf deutscher Seite gegenüber. Die wirtschaftlichen Probleme, erkennbar an dem Rückgang der Leserzahlen, vor allem bei den zweisprachigen Ausgaben im Elsass, machen allen zu schaffen. Hier setzt Heinz-Helmut Lüger ein mit der Darstellung einer Adressatenorientierung, mit der die Zeitungen dem Leserschwund entgegenwirken wollen. Neben Beilagen, Online-Versionen (wichtig: die Archive) und

Lokalausgaben sind das vor allem die Neugestaltung des Textdesigns und die sprachlichen Verfahren, die das Lesen leichter und attraktiver machen. *Lüger* analysiert nicht nur, sondern wendet die Verfahren auch selbst an, was seinen Beitrag ebenfalls leicht lesbar und attraktiv macht. *Patrick Schäfer* untersucht die Bemühungen um Nähekommunikation dreier Zeitungen im Vergleich.

Im folgenden Kapitel über Sprach- und Literaturunterricht gibt der Beitrag von *Anemone Geiger-Jaillet* „Bilingualer Unterricht im Elsass“ einen guten Überblick über die für Außenstehende unübersichtliche Situation des Sprachunterrichts. In den 1970er Jahren wurde der Deutschunterricht für Kinder wieder eingeführt. Heute nehmen 90 Prozent der Grundschüler am Deutschunterricht teil, er soll verbindliches Unterrichtsfach werden. Seit 1991 gibt es zudem bilinguale Klassen und in der Sekundarstufe auch trilinguale, europäische und internationale Züge mit verstärktem Sprachunterricht. Ausschließlich mit der Förderung des Dialekts beschäftigt sich *François Rosenblatt*. Das alarmierende Zurückgehen des Dialekts bei Jugendlichen hat zu verschiedenen Maßnahmen geführt, die die Regionalsprache im kirchlichen und politischen Raum und auch in den Medien wieder aufleben lassen sollen. Kulturschaffende, Vereine und Schulen bemühen sich ebenfalls, die Mundart wieder lebendig werden zu lassen. Mit den Möglichkeiten, Interkulturalität

und Regionalität in den muttersprachlichen Literaturunterricht einzubeziehen, beschäftigt sich *Annette Kliewer* im letzten Beitrag des Bandes.

Obwohl im Vorwort ausdrücklich betont wird, dass der Band sich nicht primär an ein sprach- oder literaturwissenschaftliches Publikum wende, sind doch die meisten Beiträge geisteswissenschaftlich orientiert. Eine Ausnahme bildet der Artikel von *Christine Schowalter* „Die Region Elsass – ein attraktiver Wirtschaftspartner?“ Sie zeigt die Bedeutung des Elsass als Wirtschaftspartner innerhalb der EU. Denn trotz der peripheren Lage innerhalb des Landes und der unzulänglichen verkehrstechnischen Anbindung an die Hauptstadt betreibt das Elsass eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik und zieht ausländische Investoren an. Die Arbeitslosenzahlen sind niedrig und die Verdienstquoten relativ hoch. Innerhalb des europäischen Marktes hat das Elsass heute eine günstige Lage und befindet sich „im Dreh- und Angelpunkt künftiger Entwicklungen“.

Der Band ist interessant und vielseitig und vermittelt dem Leser ein aktuelles Bild des Elsass. Warum die Herausgeber allerdings als Titelbild die anti-deutsche Karikatur von *Hansi* „Der Deutsche als Uhrendieb“ gewählt haben, ist nicht recht einsichtig, selbst wenn man die zweite Figur als langsames Erlöschen dieser Vorurteile interpretiert.

RENATE OVERBECK

## Literarischer Produktionsort Paris

Lutz Hermann: *Literarisches Paris*. 80 Dichter, Schriftsteller und Philosophen. Wohnorte, Wirken und Werke. Zwei Faltpläne. Verlag Jena 1800, Berlin 2003, 132 S., 14,80 €

Nein, dies ist kein neues, überflüssiges Buch über Paris, mit der Tiefensonde eines erfahrenen Auslandskorrespondenten hat Lutz Hermann eine Lücke geschlossen. Wer spaziert schon gerne mit fünf Kilo Nachschlagewerken in der Hand durch Paris. In 80 Ortsangaben und Portraits werden Leute, die angeblich jeder kennt, dort beschrieben, wo sie das geschrieben haben, was viele schon einmal gehört, zum Teil gelesen haben oder gar nicht kennen.

Es geht nicht um Nachhilfe. Die Auswahl von 80 Autoren zeigt, dass es um die Anerkennung des literarischen Produktionsortes Paris geht. Das bietet vielerlei Überraschungen. Zum Ersten zwei Pariser Landkarten, wer wo war und wie es dort aussieht. Zum Zweiten kann sich der Flaneur in den letzten vier Jahrhunderten tummeln und sich die Frage stellen, wie seine Phantasie mit der literarischen Gestaltungskraft der Autoren sowie meistens abweisenden Mauern und unvergesslichen Leseerinnerungen zusammenpasst. Dabei zeigt sich, dass das Quartier Latin überschätzt wird. Selbst Heine lebte lange auf der Nordseite der Seine am Gare St. Lazare. Die Geburt des Blechtrommlers Oskar Matzerath erfolgte durch Günter Grass in einem Hinterhof der Avenue d'Italie. Karl Marx lebte in der Nähe des Dôme des Invalides. Die Geographie der deutschen Schriftsteller entspricht mehr den Kostenfaktoren ihres Lebens als der angeblichen französischen Konzentration des Geistes auf das 5. und 6. Arrondissement und die Sorbonne. Zugegeben, Joseph Roth wählte ganz richtig: Er starb im Schatten des Palais du Luxembourg.

Das Reise- und Nachschlagebuch überzeugt mit sorgfältig recherchierten Lebensphasen von Literaten in Paris. Natürlich führt die durch den Verlag bedingte Beschränkung auf 80 Namen zu Ungerechtigkeiten. Die französisch schreibenden Größen von Molière bis André Malraux stellen drei Viertel der Namen, die deutschsprachigen und englischsprachigen Autoren sind sorgfältig ausgewählt, aber notwendigermaßen unvollständig. Skandinavische, niederländisch-flämische Schriftsteller wie zum Beispiel Strindberg oder gar spanische wie Jorge Semprun fielen der Begrenzung zum Opfer. Ein weiteres Buch wäre leicht zu füllen. 80 Autoren sind für Paris zu wenig.

Das Schöne an dem Buch ist seine Umsetzung der Promenade im Sinne Walter Benjamins, „Paris, Zaubergarten der Flaneure“, Beobachtungen und Gefühle werden eins. Das vor einem Jahr erschienene Buch wirkte auf Schüler im Gespräch mit dem Autor wie eine Offenbarung. Zu Fuß Geist zu entdecken und die Phantasie der Schriftsteller um die eigene zu ergänzen, fanden sie faszinierend. Abstrakte Namen werden fühlbar, sehbar, riechbar. Mauern werden Abenteuerspielplätze des Geistes. Das Vergnüglichste an diesem Buch ist die ungeheure Anzahl von Anekdoten. Wer hätte gedacht, dass Jacques Prévert, der satirische Ungläubige, mit Gott ein Verhältnis hatte? Bei Anrufen wimmelte er ab: „Ich hab' es eilig. Ich muss in die Kirche“ und betete „Vater unser, der du bist im Himmel – und bleib schön dort.“

Diese Buch ist kein Ersatz für ein Literaturlexikon. Es ist ein solider, aber amüsanter Spaziergang durch die Orte literarischer Produktion von Paris, eine nachdenkliche Promenade durch die Geistesgeschichte.

RUDOLF HERRMANN

## Bilanz des deutschen Widerstands

Barbara Koehn: *La résistance allemande contre Hitler, 1933–1945*. Presses Universitaires de France, Paris 2003, 400 S., 25 €<sup>1</sup>

Die Autorin, in Deutschland geboren, emeritierte Professorin an der Universität Rennes für deutsche Literatur und Philosophie, bemüht sich um eine möglichst vollständige Bilanz des deutschen Widerstandes, dessen einzelne Zweige zwar bisher schon durchleuchtet wurden, der aber trotzdem in seinem ganzen Ausmaß immer noch nicht genügend bekannt ist und wohl auch noch nicht genügend gewürdigt wird.

Es mag für viele Leser eine Überraschung sein zu erfahren, dass die Gesamtzahl der am Widerstand gegen den Nationalsozialismus während seiner 12-jährigen Herrschaft Beteiligten auf 600 000 bis 700 000 Menschen geschätzt wird. Das gescheiterte Attentat gegen Hitler am 20. Juli 1944 war nur ein dramatischer Höhepunkt und ein tragisches Ende der innerdeutschen Bemühungen zur Beseitigung des nationalsozialistischen Regimes. Ihm sind aber sehr verschiedenartige Bestrebungen und oppositionelle Aktionen kleinerer Gruppen und auch von Einzelpersonlichkeiten vorausgegangen. Es liegt ferner die Vermutung nahe, dass bisher die Haltung der Kirchen etwas zu einseitig und zu negativ beurteilt wurde. Barbara Koehn bemüht sich auch um den glaubwürdigen Nachweis, dass sich die führenden Kräfte des 20. Juli sehr eifrig und ehrlich um die Beteiligung aller sozialen Schichten bemühten. Selbst mit den Kommunisten wurden Kontakte aufgenommen. Der Widerstand der Militärs begann bereits 1935, die antinationalsozialistische Aktion des ehemaligen Bürgermeisters von Leipzig,

Goerdeler, etwa zwei Jahre später. Mehrere Putschpläne mussten im letzten Augenblick aufgegeben werden. Auf nicht wenigen Auslandsreisen nach England, Schweden und in die Schweiz bemühten sich die Sendboten der Opposition gegen Hitler um politische Unterstützung. Besonders aktiv zeigte sich in diesem Sinne Goerdeler. Sehr oft spielten diese „Verschwörer“ in ihren jeweiligen Kreisen mit offenen Karten. Über die Putschpläne wurden auch einige sehr hohe Offiziere unterrichtet. Mehrere gaben deutlich zu verstehen, dass sie nicht mitmachen wollten, aber keiner hat die Putschisten denunziert, selbst nicht Generalfeldmarschall Keitel, der sich später vor dem Nürnberger Gericht zu rechtfertigen hatte. Der Imperativ der Ethik war in diesem deutschen Widerstand – von den Sozialdemokraten bis zu den Konservativen – ein entscheidender Faktor.

Barbara Koehn unterstreicht schließlich sehr deutlich, dass die deutschen Widerstandskämpfer bei ihren ausländischen Kontakten auf größte Skepsis stießen. Besonders enttäuschend waren einige Gespräche mit dem damaligen britischen Außenminister Lord Halifax in London, der mit Blindheit geschlagen schien. Einerseits unterschätzte man Hitler, andererseits unterstellte man den deutschen Militärs und auch einem Mann wie Goerdeler überwiegend nationalistische Absichten. Außerdem sah man in ihnen Vertreter einer betont konservativen und damit rückständigen Ordnung. Man darf daran erinnern, dass jahrelang im Ausland alle Informationen über die Gräueltaten der nationalsozialistischen Konzentrationslager im sturen Unglauben verhallten. Es war so bequem, nicht wissen zu müssen.

ALFRED FRISCH

<sup>1</sup> Die deutsche Fassung des Buches erscheint im Herbst 2005 im Donat Verlag in Bremen.

## Mehr als ein Manifest gegen den Türkei-Beitritt

Sylvie Goulard: *Le Grand Turc et la République de Venise*. Librairie Arthème Fayard, Paris 2004, 143 S., 12 €

Auf den ersten Blick scheint Sylvie Goulards Stellungnahme gegen den EU-Beitritt der Türkei unter dem Titel „Le Grand Turc et la République de Venise“ das gleiche Schicksal beschieden zu sein wie den meisten politischen Manifesten: Die wenigen Ausnahmen wie zum Beispiel Zolas „J'accuse“ oder Voltaires „Traité sur la tolérance“ bestätigen die Regel, nach der die meisten Streitschriften und öffentlichen Stellungnahmen in Vergessenheit geraten, sobald die Angelegenheit, der sie sich verdanken, als abgeschlossen gilt. Im Falle des vorliegenden Bandes fixiert die Autorin bei erster Betrachtung ihre gesamte Argumentation auf den Dezember des vorigen Jahres, das heißt auf die offizielle Entscheidung des Europäischen Rates über die Eröffnung von Beitrittsverhandlungen mit der Türkei<sup>1</sup>. Ist also Sylvie Goulards im Oktober 2004 erschienenes Buch durch den auf dem EU-Gipfel am 17. Dezember 2004 planmäßig erfolgten *fait accompli* der Ankündigung von Beitrittsverhandlungen nach zwei Monaten bereits obsolet geworden?

„Rien de ce qui est décidé sans le peuple n'est irréversible“ (S. 61) hält die Autorin denjenigen entgegen, welche die Debatte um den EU-Beitritt der Türkei für abgeschlossen halten. Und bald wird dem Leser klar, dass der Dezembertermin lediglich Anlass des Buches ist, dessen erstes Kapitel („I. Entre promesses et non-dits“) die Genese der aktuellen Diskussion um den EU-Beitritt der Türkei detailliert nachzeichnet, von den ersten europäischen Versprechungen an die Türkei im September 1963 durch den damaligen Kommissionspräsidenten Walter Hallstein bis hin zum schulterzuckenden Kleinmut der heutigen Politiker, die den EU-Beitritt befürworten, weil man es ja irgendwann einmal der

Türkei versprochen habe. Die beiden folgenden der insgesamt fünf Kapitel widmet die Dozentin für Politische Wissenschaften am Pariser IEP einer grundsätzlichen Kritik des Demokratiedefizits in Europa („II. La démocratie bafouée“) sowie dem Toleranzgedanken, welcher von religiöser Identität nicht zu trennen sei („III. Contre le choc des civilisations“). Im folgenden Kapitel („IV. Quand les moyens font défaut“) beschreibt die Autorin die konkreten Probleme einer Europäischen Gemeinschaft, deren größter Mitgliedstaat außerhalb Europas läge, um am Schluss die deutsch-französischen Divergenzen in der so wichtigen außenpolitischen Frage der EU-Mitgliedschaft der Türkei beim Namen zu nennen („V. La France au secours de l'Union Européenne“). Dieser umfassende Blick auf die geplante EU-Erweiterung in Richtung Türkei zeigt, dass Sylvie Goulards Buch über den konkreten Anlass hinaus ein wichtiges und notwendiges Manifest für mehr Demokratie in der Europäischen Union, aber auch für mehr Ehrlichkeit zwischen den Partnern Frankreich und Deutschland darstellt.

Die Kapitel II. und III. stellen zweifellos den Kern des Buches dar, denn sie sprechen das doppelte Fundament des Europa-Gedankens an: Demokratie und europäische Identität. Immer wieder beklagt die Autorin, dass Entscheidungen europäischer Gremien und Institutionen die Sorgen und Wünsche der Bürger und damit die notwendige demokratische Legitimation ihres Handelns ignorieren. Eine öffentliche und tatsächlich ergebnisoffene Diskussion über den Beitritt sei nicht geführt, die bereits jetzt existierenden Schwierigkeiten einer Gemeinschaft von 25 Staaten seien vertuscht worden. Das demokratische Defizit zeige sich darin, dass der Großteil der Bürger – gerade auch in den zuletzt aufgenommenen zehn Mitgliedsländern – kaum Interesse an den Europawahlen gezeigt hat, was offenbar mit Misstrauen, zumindest aber mit Indifferenz gegenüber den europäischen Institutionen zu tun habe. Da-

mit geht Sylvie Goulards Befund eines Demokratiedefizits in Europa in die gleiche Richtung wie Ernst-Wolfgang Böckenfördes unlängst in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichtes Statement unter dem Titel „Nein zum Beitritt der Türkei“: Solange es am „sense of belonging“ bei den Bürgern Europas mangle, könne eine so weitreichende Entscheidung wie die Aufnahme der Türkei nicht getroffen werden.<sup>2</sup> Oder mit anderen Worten: Wie soll Europa mit seinen ‘Exportgütern’ Demokratie und Menschenrechte auf andere Länder, ja Kulturkreise ausstrahlen, wenn es Probleme hat, diese seinen eigenen Bürgern als unabdingbare Bestandteile, ja als Fundament der Identität europäischer Bürger zu vermitteln?

Ausführlich geht die Autorin daher darauf ein, was unter dieser europäischen Identität zu verstehen ist. Trotz, ja wegen leidvoller Erfahrungen mit Religionskriegen und ungeachtet der aus der Aufklärung erwachsenen Trennung von Religion und Politik sei Europa undenkbar ohne den Rekurs auf seine christliche Tradition.<sup>3</sup> Diese eindeutige Stellungnahme ist umso bemerkenswerter, als sich die Autorin unmissverständlich für das Prinzip der ‘laïcité’ ausspricht. Christentum und modernes, das heißt von religiösen Vorgaben getrenntes Staatsverständnis, wie die Aufklärung es hervorgebracht hat, seien eben keine Gegensätze, denn „[e]ntre la chrétienté et les Lumières, la fécondation a été mutuelle.“ (S. 72). Mit ihren detaillierten Ausführungen zeigt Sylvie Goulard zweierlei: Zum einen, dass das durch gegenseitige Befruchtung von (christlicher) Religion und Aufklärung entstandene Staatsverständnis, dessen Konsequenz die ‘laïcité à la française’ sei, etwas völlig anderes darstellt als Atatürks Auffassung von einem säkularisierten Staat<sup>4</sup>. Zum anderen sucht sie auf diese Weise die immer wieder von Befürwortern einer EU-Mitgliedschaft der Türkei zu hörende Aussage zu widerlegen, dass Europa schließlich kein Christenclub sei: Neben einer eher iro-

nischen Einlassung<sup>5</sup> wendet sie dieses Standardargument gegen diejenigen, die sich seiner bedienen, indem sie die Rolle des Islam für das türkische Selbstverständnis, ja für das Selbstverständnis der durch den Islam geprägten Länder insgesamt aufzeigt<sup>6</sup>.

Durch die ausführliche Berücksichtigung der religiösen Komponente zeigt Sylvie Goulard die Absurdität einer Diskussion auf, welche die jeweils diskutablen Positionen auf die holzschnittartige Gegenüberstellung einer verbohrten-christlichen Ablehnung der türkischen EU-Mitgliedschaft einerseits und einer multikulturell-weitsichtigen Zustimmung andererseits reduziert. Ihr Plädoyer ist pragmatisch: „En vérité, l’argument religieux devrait être exclu du débat; il ne devrait être utilisé ni en négatif, pour exclure les Turcs d’une Union qui n’est pas confessionnelle, ni en positif, comme barrage contre le ‘choc des civilisations’.“ (S. 94–95). Denjenigen unter den Befürwortern, welche für einen Wandel der Beziehungen zwischen verschiedenen Kulturen durch deren gegenseitige Annäherung plädieren, stimmt Sylvie Goulard grundsätzlich zu, gibt jedoch zu bedenken: „A trop vouloir éviter le ‘choc des civilisations’, nous pourrions le précipiter.“ (S. 87).

Was fehle, sei eine politische Debatte, die ohne Zeitdruck und ohne den Druck durch angebliche oder tatsächliche Versprechungen der letzten 40 Jahre geführt werden müsse. Den deutschen Leser wird – neben diesem Plädoyer – vor allem interessieren, wie die Position der Bundesregierung analysiert wird. Die Deutschen missachten in dieser Debatte nach Meinung der Autorin, dass ihre privilegierten Beziehungen zur Türkei nicht in die Waagschale geworfen werden dürfen; dies sei eine Art – wenn auch ungewollter – Erpressung gegenüber den Franzosen, hätte doch deren eventuelle im Rahmen eines Referendums geäußerte Ablehnung des Türkei-Beitritts schlimme Folgen für Europa, aber auch für die französische Innenpolitik.<sup>7</sup> Besonders bemerkenswert ist in diesem Kon-

text die Warnung der Autorin davor, dass die EU bei einem Türkei-Beitritt letztlich dahin gelangen würde „[de] remplacer la discrimination religieuse par une barrière raciale: les Turcs musulmans, oui; les Arabes musulmans non.“ (S. 91) Die einzige Möglichkeit, diesem Dilemma zu entgehen, sei, die Maghreb-Staaten gleich auch aufzunehmen; was dies allerdings für die europäische Identität bedeuten würde, bedarf, so Sylvie Goulard, keiner weiteren Analyse.

Gerne würde der Leser mehr darüber erfahren, inwiefern das für die Toleranz unabhängige Konzept der 'laïcité' als wesentliches Element der Gemeinschaft von 25 Staaten betrachtet werden kann, hat die Autorin doch Recht, wenn sie feststellt, dass „[p]our la plupart de nos partenaires, le concept de 'laïcité' est inconnu, intraduisible.“ (S. 71). Und etwas bemüht wirkt am Ende des

Demokratie-Kapitels der Vergleich des aktuellen Zustandes der EU mit der untergehenden DDR, der in der plakativen Vision eines „Good Bye, Monnet“ (S. 63) gipfelt; vielleicht sind solche Zuspitzungen dem Genre des in die Tagespolitik eingreifenden Manifests geschuldet. Aber Sylvie Goulards Buch, dessen Titel einer Replik der intriganten Frosine aus Molières „L'Avare“ entlehnt wird, ist mehr als ein Manifest: Die grundsätzlichen Erwägungen zu europäischer Demokratie und Identität, aber auch die nüchterne Bestandsaufnahme deutsch-französischer Divergenzen machen aus „Le Grand Turc et la République de Venise“ die Analyse einer Staatengemeinschaft, die sich auf ihren Kern zu besinnen hat, um ihre Grenzen – die des Machbaren wie auch die geographischen – zu bestimmen.

CLEMENS KLÜNEMANN

## Marathon durch den deutsch-französischen Sportjournalismus

Jochen Müller: *Von Kampfmaschinen und Ballkünstlern. Fremdwahrnehmung und Sportberichterstattung im deutsch-französischen Kontext. Eine Presse- und Fernsehanalyse.* Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 2004, 587 S., 42 €

Medienberichte über andere Länder transportieren meist nicht nur Informationen, sondern auch Stereotype. Welche Fremdwahrnehmung hinter journalistischer Arbeit steckt, wird häufig analysiert, überwiegend mit Blick auf politische, wirtschaftliche oder kulturelle Themen. Die Sportberichterstattung blieb bisher außen vor – zu Unrecht, wie Jochen Müller findet. Denn schließlich handele es sich bei sportlichen Großveranstaltungen um populärkulturelle Medienereignisse. In seiner Dissertation widmet sich der Journalist deshalb diesem ungewöhnlichen Recherchefeld und vergleicht Medien in Frank-

reich und Deutschland. Die Studie konzentriert sich auf den weltweit beliebtesten Massensport: Fußball. Die Berichterstattung, so lautet Müllers These, vermittelt die Vorstellung eines imaginären Volkscharakters. Nationale Mentalitäten spiegelten sich darin ebenso wieder wie gesellschaftliche Entwicklungen. Aussagen über Sportler würden als typisch deutsch oder typisch französisch dargestellt und verallgemeinert. Wie eng Fußball und nationale Identität verknüpft sein können, zeigt der Autor an einem Beispiel: Nach dem Zweiten Weltkrieg war im wieder französischen Elsass zwar die Publikation deutschsprachiger Zeitungen erlaubt, der Sportteil musste allerdings in französischer Sprache geschrieben sein. Ähnliche Zugehörigkeitsgefühle wie durch Sport lassen sich nach Müllers Ansicht beim Publikum nur noch durch Naturkatastrophen, tragische Unfälle oder politische Attentate wecken.

Um den Stereotypen in der deutschen und französischen Sportberichterstattung nachzuspüren, untersucht der Verfasser mit umfangreichen quantitativen und qualitativen Inhaltsanalysen Medienbeiträge über die Fußball-Weltmeisterschaft in Frankreich im Jahr 1998. Berücksichtigt werden neben der einzigen französischen Sport-Tageszeitung „L'Équipe“ auch folgende Blätter: „Équipe magazine“, „France Football“, „Le Monde“, „France Soir“, „Le Républicain Lorrain“ und auf Sekte der deutschen Printmedien „Kicker“, „Sport Bild“, „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, „Bild“ und die „Saarbrücker Zeitung“. Insgesamt 1 478 Artikel über die Fußball-WM wertete Müller aus und fast 30 Stunden Sendematerial von den Sendern ARD, ZDF, France 2, France 3, TF1 und Canal+. Analysiert werden nur solche Aussagen, die Anspruch auf Allgemeingültigkeit erheben, die also über die konkrete Beschreibung eines Spiels hinausgehen und auf alle Franzosen beziehungsweise Deutschen bezogen sind. In welcher Form die einzelnen Stereotype überprüft werden, muss sich der Leser im Verlauf der langen Analyse allerdings selbst erarbeiten. Ein Überblick über Hypothesen, von denen der Verfasser ausgeht, fehlt.

Auf fast 600 Seiten präsentiert Müller zwar bemerkenswert detailreiche Auswertungen, verlangt aber von seinen Lesern viel Ausdauer. Die Aussagekraft geht mitunter im dichten Dschungel der Details verloren, etwa wenn ausführlich darüber informiert wird, auf welche Einzelaspekte sich 14 Äußerungen über das Aussehen der Spieler beziehen, oder wie häufig der Begriff „Mannschaft“ im Vergleich zu „Nationalmannschaft“ verwendet wird. Eine Straffung hätte auch der Gliederung gut getan, die sich bis auf die fünfte Gliederungsebene zersplittert und dort oft nur Mini-Kapitel mit einer Tabelle und wenigen Sätzen liefert. Nicht immer ist zudem klar ersichtlich, was sich hinter dem jeweiligen Unterkapitel verbirgt; Überschriften wie „Lediglich ein Abbild“ oder „Der 1. Tag“,

„Der 2. Tag“ bei der Analyse des Falls Nivel helfen nur wenig bei der Orientierung.

Interessant sind die Schlüsse, die Müller aus seinen akribischen Auswertungen zieht. So stellt er etwa fest, dass sich – entgegen üblicher Stereotype über den Journalismus in den beiden Nachbarländern – in der deutschen Presse mehr meinungsbetonte Darstellungsformen bei der WM-Berichterstattung finden als in der französischen. In deutschen Medien entdeckt der Verfasser außerdem mehr Fremdbilder, worunter er neben Stereotypen auch landeskundliche Informationen fasst. Insgesamt kommt Müller zu dem Ergebnis, dass die Fußball-Berichterstattung bestehende Stereotype wiedergibt und festigt. Die Franzosen loben demnach an den Deutschen Disziplin, Eifer und starken Willen, mit dem die fehlende Kreativität und eine gewisse Behäbigkeit wettgemacht würden. Die Deutschen beschreiben den schönen, kunstvoll-kreativen und eleganten Stil der Franzosen, den sie aber letztlich als zu verspielt und lässig empfinden. „Am Ende bevorzugen beide Nationen aber doch das, was sie haben und sind.“

Sehr aufschlussreich sind auch Müllers Analysen des Falls Nivel. Der französische Gendarm Daniel Nivel wurde am 21. Juni 1998 während eines Fußballspiels in Lens von einer Gruppe deutscher Hooligans angegriffen und mit einem Verkehrsschild fast zu Tode geprügelt. Die ausführliche Untersuchung der Presse- und Fernsehberichterstattung über den Angriff ergibt, dass trotz der hohen Emotionalität des Themas ausgewogen berichtet wurde. Die französischen Medien ziehen laut Müller aus den Taten der brutalen Schläger keine Verallgemeinerungen, wie dies bei früheren Ereignissen der Fall war. Vielmehr werde die Empörung und Bestürzung der deutschen Öffentlichkeit als solche wahrgenommen und anerkannt.

Warum Journalisten bei ihrer Arbeit überhaupt Stereotype verwenden und nicht differenziert informieren, begründet Müller zum

einen mit den besonderen Produktionsbedingungen der Medien: Berichtet wird unter hohem Zeitdruck, zudem sind Platz oder Sendezeit begrenzt. Die Journalisten greifen deshalb zu schnell verfügbaren stereotypen Formeln, die trotz knapper Formulierung Bilder in den Köpfen der Rezipienten entstehen lassen. Zum anderen orientieren sich die Berichterstatter am Kenntnisstand und am Geschmack ihres Publikums. Sie wollen in Sprache und Stil den Enthusiasmus und die Emotionalität des Sports vermitteln, mit den Lesern oder Zuschauern teilen und ein „Wir-

Bewusstsein“ schaffen. Das Publikum auf der anderen Seite wählt diejenigen Informationen aus, die seinen Vorstellungen entsprechen, und vernachlässigt die übrigen. Über die journalistische Arbeit kann Müller aus eigener Erfahrung berichten, denn er ist als Radio- und Fernsehreporter tätig und hat einige der analysierten Beiträge selbst produziert. Sein Fazit lautet: „Der Journalismus ruft eher selten Veränderungen in der nationalen Fremdwahrnehmung hervor.“

IRENE PREISINGER

### Enttäuschendes Sammelsurium eines Deutschlandkenners

Michel Tournier: *Le bonheur en Allemagne?* Maren Sell Éditeurs, Diffusion Seuil, Paris 2004, 93 S., 12 €

Eigentlich sollte das neue Buch von Michel Tournier „Le bonheur d’être un romantique allemand“ heißen: „Vom Glück, ein romantischer Deutscher zu sein“. In einem kleinen Pariser Verlag erschienen, steht „Das Glück in Deutschland?“ nun für eine Sammlung von Erinnerungen und Eindrücken eines Grenzgängers über die für lange Jahrhunderte so sagemwobene, so heiß umkämpfte Rheingrenze. Eine Grenze, die dank europäischer Integration, dank erfolgreicher Aussöhnung verschwunden ist. Mit ihr verschwand auch ein guter Teil der Grenzgänger. Insbesondere in Zeiten der medialen Großereignisse müssen Grenzen sichtbar sein, ein wenig schwierig, damit man sie hinter sich bringen möchte, und vor allem muss es einen öffentlichen Applaus geben, wenn man es tut. Die Rheingrenze allerdings ist eine Grenze ohne Applaus geworden und damit uninteressant und still. Zu schmuggeln gibt es in Zeiten zu-

nehmender transkontinentaler EU-Harmonisierung auch nichts mehr, keinen Moselwein nach Westen, keinen Beaujolais nach Osten.

Michel Tournier gehört einer Generation an, die die Rheingrenze nicht nur mit Mühe überwinden musste, sondern für die diese Überquerung ein Muss und dann ein Lebens thema geworden ist. Er ist Zeuge eines deutschen und deutsch-französischen Gestern. Der Autor, Mitglied der Académie Française und Goncourt-Preisträger für seinen Roman „Le roi des Aulnes“ („Der Erbkönig“) vor 35 Jahren, gehört der Generation von Alfred Grosser und Joseph Rovin an, einer Zeit auch, die das Deutsche als die Sprache der Kultur verstand, – im Gegensatz zum Englischen, der Sprache des Handels.

In Zeiten der beinahe alltäglichen und nunmehr für jedermann erschwinglich gewordenen Fernreisen, in denen man oftmals nicht tief in die entlegene Wirklichkeit des Gastlandes eindringt, sondern sich vielmehr mit dem Wiederaufsuchen des schon in der Heimat Bekannten begnügt (Club Med, Mc Donalds, identische Flughäfen etc.), muss ein Bericht wie jener Tourniers antiquiert wir-

ken. Welche geistigen und praktischen Mühen wurden da für einen scheinbar naheliegenden Grenzgang auf sich genommen?

Michel Tournier wurde 1924 in Paris geboren und von seinen der Germanistik verbundenen Eltern zum Philosophie-Studium nach Tübingen geschickt. Ab 1967 machte er sich als Schriftsteller mit seinem von der Académie Française prämierten Titel „Vendredi ou les limbes du Pacifique“ einen Namen, einem Roman, der das Robinson-Thema verarbeitet. Weitere Romane schließen sich an, immer dem Mystischen verpflichtet und dem Bemühen, es mit der heutigen Zeit zu verbinden.

„Le bonheur en Allemagne?“ soll nun des Autors intime Verbindung zu Deutschland widerspiegeln. In diesem Bemühen reiht Tournier so unterschiedliche Themen wie Goethe und „Lotte von Weimar“, Katharina Witt und die DDR, Mitterrand und die DDR, seine eigenen Beziehungen zur französischen politischen Elite, Königsberg und Kant, „Siegfried“ und „Parzival“ aneinander, und das einzige Band zwischen den versprengten und zufälligen Episoden ist Tourniers Biographie.

Das Buch ist ohne Zweifel für alle jene eine Enttäuschung, die sich vom Autor aktuellen und tiefgehende Einsichten in das so komplexe Verhältnis zwischen Deutschland und

Frankreich versprochen haben. Der Leser erwartet eine neue Sicht auf die scheinbare (?), oder wirkliche (?) Normalität, die heute zwei Länder verbindet, eine Normalität, die auf jahrhundertealten Mythos, die Obsession des Einen vom Anderen, im Guten wie im Schlechten, folgte. Von Michel Tournier, der wie kein anderer das Eine wie das Andere kennt, erhofft der Leser Einsichten, die ihm das Buch allerdings versagt. Es ist oberflächlich und urteilt pauschal – eine platte Abrechnung mit Voltaire ist aus unerfindlichen Gründen Teil der Anekdotensammlung (S. 53–54): „De Voltaire, il ne reste pas une seul oeuvre qui mérite le titre de classique“. („Von Voltaire verbleibt kein einziges Werk, das den Titel eines Klassikers verdient“). Liest man es rasch, blättern, wie es sich empfiehlt, so erfährt man immerhin die eine oder andere anekdotenhafte Information.

Die französische Presse, so „Le Figaro“ („Au bon lait teuton“, 21. Oktober 2004), loben Tourniers kleinen Titel als „Tour de Manège réussi“ – „eine gelungene Fahrt im Karussell“ (der deutschen Geschichte). Eine Auffassung, die sich ohne Zweifel in der loyalen Verpflichtung gegenüber einem großen französischen Autor begründet, – im vorliegenden Titel wohl kaum.

SUSANNE NIES